

Impulsvortrag zum Foto-Wettbewerb: Alles lebt!

Was geschieht, wenn sich Menschen mit offenen Sinnen in der Natur bewegen? Und wie verändert sich möglicherweise ihr Erleben, wenn sie die Kamera dabei haben?

Eine Naturfotografin hat mir mal erzählt, dass es für sie besonders darauf ankommt, sich ganz zurückzunehmen. Sie wartet einfach, was von allein auf sie zukommt, welches Tier sich nach anfänglicher Verunsicherung langsam in ihre Nähe traut. Sie läuft den Motiven nicht hinterher, will nirgendwo stören, nichts aufschrecken oder gar in Angst versetzen, wenn sie eindringt in Lebensräume, in denen sie selbst nicht zuhause ist. Sie hockt da, in Tarnkleidung, mit unendlich viel Geduld. Manchmal viele Stunden lang und schaut, was geschieht.

Mir imponiert ihre respektvolle Haltung der lebendigen Mitwelt gegenüber sehr. Dabei will ich gar nicht sagen, dass es nur so gelingen kann, einfühlsame Naturaufnahmen entstehen zu lassen. Es gibt verschiedene Wege, die Nähe und das Vertrauen zu anderen Geschöpfen zu gewinnen. Das werden all jene unter uns wissen, die damit schon Erfahrungen gesammelt haben: Es gibt sie, diese Glücksmomente, bei denen jemand mit gewissen Hoffnungen und Erwartungen auf Entdeckungsreise geht und dann plötzlich vom Unvorhersehbaren überrascht wird.

Es kommt also nicht darauf an, sich auf den Weg zu machen, um etwas Bestimmtes zu erreichen, sondern es geht um das immer wieder überraschende Erlebnis der wechselseitigen und staunenden Kommunikation mit der Natur und Mitwelt, das beim Fotografieren eine besondere Entfaltung und Intensivierung erfahren kann, vielleicht erst durchs stille Dasein und Eintauchen möglich wird.

Es geht in einem erweiterten Sinne um die Erfahrung von Resonanz in Beziehung zur Natur. Unverfügbares ist dabei immer mit im Spiel und kann im Bild nie vollständig erfasst werden.

Wenn der Soziologe Hartmut Rosa im Kontext seiner Forschung zu Resonanzbeziehungen von „Anverwandlung der Welt“ spricht, versteht er die Inspiration durch eine solche Begegnung bzw. Beziehung als Grundlage für kreative und schöpferische Prozesse, für das also, was wir mit künstlerischem und kulturellem Tun verbinden.

Die uns zur Verfügung stehenden Bildsprachen – die Fotografie ist eine davon – bleibt also immer Annäherung, mit aller Demut und allem Respekt vor dem, was uns die Natur wiederum in ihrer „wildwüchsigen“ Sprache an Schönheit und Gefährdung als Anregung mit auf den Weg gibt. Darauf können wir reagieren – mit Geduld und Zurückhaltung beim aufmerksamen Einfühlen, Abwarten, Mitgehen und in den Blick nehmen. Und mit der Hoffnung, aus dieser Haltung heraus eine gute Balance zu finden zwischen dem Sein lassen und dem Mut fassen für eine gemeinsame Weiterentwicklung in dieser Welt.

Lassen Sie uns aus diesem Gedanken heraus noch einen weiteren Kreis beginnen, der nicht allein die Haltung der Fotografierenden gegenüber der natürlichen Mitwelt beschreibt, sondern unser Beziehungsgeflecht, wie es alle Bereiche des Lebens durchdringt:

Für den Philosophen Andreas Weber¹ gehört zu einem guten Miteinander zwischen den Wesen der Welt ein **Empfinden von Gegenseitigkeit**.

Die Erfahrung „Alles lebt“ kann für ihn immer nur durch eine Lebendigkeit erreicht werden, die ich nie besitze, sondern die ich an andere verschenke und die mir gleichzeitig durch andere geschenkt wird.

Der Schlüssel für ein gutes Zusammenleben ist bei einer Philosophie der Gegenseitigkeit die Empathie. Diese Empathie braucht es, so Weber, um die Person in anderen, auch nicht-menschlichen Wesen zu achten und in einer ständigen Gesprächsbeziehung mit der Welt zu bleiben. Der eigene Tod gehört mit hinein in diesen fruchtbaren Kreislauf.

Weber sieht Anzeichen dafür, dass diese Gegenseitigkeit zunächst in der Frühgeschichte vor mehr als 2 Millionen Jahren ihre lebendige Kraft entfaltet hat. Mit der Entwicklung der Agrargesellschaft vor rund 10.000 Jahren setzte jedoch allmählich ein Wandel ein – nicht nur zum Wohl des Lebens. Darauf lassen nach heutigem Forschungsstand archäologische Knochen- und Zahnfunde schließen.

Webers Botschaft ist vor diesem Hintergrund jedoch nicht ein „Zurück“, sondern ein „Hin zum Leben“. Angesichts der zunehmenden Entfremdung von einer lebendigen Gegenseitigkeit, stellt sich für Weber die Frage:

¹ <http://autor-andreas-weber.de/warum.html>

„Warum konnte ein aufkommendes Ego ausscheren und so viel Zugkraft entwickeln, dass sich das Prinzip der Monopolisierung und Maximierung in den Händen einiger weniger durchgesetzt hat?“²

Für Weber ist eine mögliche Antwort darauf bei der Trennung von Kultur und Natur zu suchen. Was das für die Gegenwart bedeutet, beschreibt er in einem Interview so:

„Alle traditionellen Kulturen wissen: Der Job des Menschen ist es, sich um die Balance zu kümmern. Zum einen durch das Maßhalten, damit andere Arten nicht verschwinden. Zum anderen [...] durch die rituelle Konzentration von Kraft.“³

(Andreas Weber, Interview 2024)

Was aber ist gemeint mit dem, was er als „rituelle Konzentration von Kraft“ bezeichnet? Weber meint damit etwa das, was wir gewöhnlich als kulturelles und schöpferisches Tun des Menschen verstehen, z.B. Poesie, Malerei, Tanz, Gesang, Lebensgestaltung in seiner ganzen Vielfalt. Dabei bezieht Weber, vielleicht überraschend für unseren traditionellen Kulturbegriff, auch nicht-menschliche Personen mit ein, wenn er sagt:

„Alle Wesen sind Personen wie wir - mit Wissen, Gebräuchen, Vorlieben, Ängsten, Schwächen. Und alle Personen haben ihre Umgangsformen. Zur Kultur des Rotkehlchens gehört es, etwas Rot am Hals zu tragen und auf eine bestimmte Weise zu singen. Alles ist Kultur. Entscheidend ist, dass wir uns mit diesen Personen durch Freundlichkeit und Höflichkeit verständigen und dass wir die Beziehungen gut pflegen, um uns in dieser Gemeinschaft zu verankern.“⁴

Neu ist dieser Gedanke nicht. Schon Franz von Assisi hat vor 800 Jahren mit seinem Sonnengesang von Bruder Sonne, Schwester Mond und der ganzen großen Schöpfungsfamilie die darin sich ausdrückende Vorstellung von der Geschwisterlichkeit aller Geschöpfe bilderreich beschrieben.

² https://www.rheinpfalz.de/lokal/ludwigshafen_artikel,-wir-sind-alle-wilde-warum-wir-mehr-indigenialit%C3%A4t-brauchen-wei%C3%9F-philosoph-andreas-weber-_arid,5676040.html

³ s.o.

⁴ s.o.

Sein Text bringt unmittelbar und sinnlich zum Ausdruck, dass es die Poesie, die Bilderkraft und tiefe Erfahrungen vom Lebendigen sind, die das elementare Verbundensein immer wieder neu spüren lassen.

Kern der Anschauung des Franz von Assisi ist eine Geschwisterlichkeit, bei der alle Geschöpfe und Elemente einander als Subjekte begegnen und berühren – ohne dass der Mensch davon einen eigennützigen oder bevorzugten Herrschaftsanspruch ableiten könnte.

Was Franz von Assisi durch den Sonnengesang mit einer fein ausbalancierten Architektur von der Beziehung zwischen „Schwestern“ und „Brüdern“ zum Klingen bringt, ist eine unmittelbare sinnliche Freude an der Schöpfung: In ihr erkennt er eine eigene ästhetische Qualität, ohne sie zu idealisieren. Sein Staunen und seine Bewunderung gilt dem Eigenwert der nicht-menschlichen Mitgeschöpfe.

Geschwisterlich lässt er in seinem Hymnus die Stimmen der Geschöpfe selbst mitklingen – im Sinne einer Beziehung zwischen gleichwertigen Subjekten. Dabei gehören alle Elemente des Universums für ihn der gleichen Ordnung an und werden vom göttlichen Ursprung her gedacht. Auch Franziskus geht dabei vom Wirken einer elementaren Kraft aus, die er vor allem in der Hoffnung und Sehnsucht nach Liebe und Friede spürt.

Zugegeben – das war jetzt ein ziemlich großer Bogen, durch den Sie mit Andreas Weber, Hartmut Rosa und Franz von Assisi einen winzigen Einblick in 800 Jahre Beziehungsgeschichte zwischen Natur und Kultur gewinnen konnten. Aber vielleicht merken Sie: Es geht bei einer Fotokunst, die sich verbunden weiß mit dem, was wir Natur oder Landschaft nennen, immer auch um eine besondere Erfahrung von Gegenseitigkeit, um Geschwisterlichkeit und um eine Kraft, die im Schöpferischen nach Ausdruck sucht.

Ich glaube, dass die Preisträger-Bilder wie alle Motive dieser Ausstellung gerade davon eine Menge erzählen können. Hören Sie den Bildern einfach mal zu.

Susanne Brandt